



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jean Paul im Verhältniß zur gegenwärtigen Romanliteratur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Jean Paul im Verhältniß zur gegenwärtigen Romanliteratur.

Wir haben vor einigen Wochen den Wilhelm Meister vom künstlerischen Standpunkt unsrer Zeit aus betrachtet. Der Vergleich mit Jean Paul ist nicht uninteressant, da trotz des schreienden Widerspruchs seiner Dichtung gegen die Goethesche in den Lebensanschauungen der beiden Dichter manches gemeinsam ist und gleichmäßig den Resultaten unsrer gegenwärtigen sittlichen Bildung widerspricht. Da aber Jean Pauls Leben mit seiner Dichtung aufs innigste zusammenhängt, so ist es nöthig, auch auf das erstere einzugehen. Wenn die Resultate unsrer Untersuchung von der gewöhnlichen Meinung stark abweichen sollten, so möge man erwägen, daß Jean Paul zu den zahlreichen Dichtern gehört, über die man entweder bloß nach Hörensagen oder höchstens nach der Erinnerung urtheilt, da man ihn gewöhnlich in einer Periode liest, wo bei einem gesunden Gemüth die kritische Neigung sich noch gar nicht entwickelt hat.

Jean Paul Friedrich Richter wurde 1763 in Wunsiedel geboren. Aber die reizende Gegend, in der er lebte, blieb ihm verschlossen: der Vater, ein würdiger Dorfpfarrer, hielt den Knaben zum fortwährenden Arbeiten an; sieben Stunden des Tages mußte er auswendig lernen, alles Mögliche bunt durcheinander, wie es der damalige Wissenstrieb mit sich brachte. Die Natur empfing er nicht aus unmittelbarer Anschauung, sondern nur aus der Sehnsucht und aus der Beschreibung, und wer sich nicht durch den Schimmer der Farben verblenden läßt, wird in seinen späteren landschaftlichen Schilderungen leicht herauserkennen, daß ihm kein bestimmtes Bild, sondern nur eine unklare Stimmung vorschwebte. Die Natur hat bei ihm nur Gefühle, keine Phystognomie.

Nicht ohne Anlage zur Empfindsamkeit und zur Schwärmerei, gehört sein Jugendleben doch ganz der Reflexion an. Dichter des Verstandes, Hippel und Rousseau, waren seine künstlerischen Vorbilder; der Werther ließ ihn kalt, und die Satire schien ihm die höchste Gattung der Poesie. Schon im 19. Jahrhundert machte er Satiren, und unternahm es, das Leben zu verspotten, noch ehe er einen Blick ins Leben gethan.

Wer gewohnt ist, in Goethes classischer, sonnenheller Schreibart sich das Zeitalter abspiegeln zu sehen, wird bei Jean Paul durch die Verwilderung der Form in Erstaunen gesetzt. Noch immer gibt es gelehrte und ungelehrte Männer, die seinen Stil bewundern, und der Einfluß desselben macht sich in unsrer schönen Literatur auf das verhängnißvollste geltend. Jean Paul ist der eigentliche Vater des jungdeutschen Stils. Wie er zu diesem Stil gekommen, das läßt sich im Einzelnen genau verfolgen; wir begnügen uns mit einigen Andeutungen.

Zunächst fehlt ihm die classische Bildung. Seine umfassende, aber zerstreute Lectüre hatte ihm eine unglaubliche Menge von Kenntnissen und Gesichtspunkten zugeführt, aber ohne ihm ein Maß zu geben, diese wüste Masse harmonisch zu gestalten. — Durch seinen falschen Begriff von Humor ließ er sich verleiten, überall bei Vergleichen und Effecten stehen zu bleiben und niemals einen Gedanken, nie eine Empfindung rein zu Ende zu führen. — Was dem Stil allein Form gibt, der plastische Gesichtssinn, kann sich nur an Anschauungen lebendigen Lebens oder an Meisterwerken der bildenden Kunst entwickeln, aber alle seine Anregungen knüpften sich an gedruckte Worte. Er hatte, nach seinem eignen Geständniß, niemals Sinn für geographische Vorstellungen, nie ein klares Bild von Landkarten und Länderlagen gehabt. Noch in späten Jahren konnte er der dresdner Galerie kein Verständniß abgewinnen; die Malerei blieb ihm fremd. Die einzige Kunst, die er pflegte, war die Musik, aber auch hier floh er die Schule, den Rhythmus und das Maß, und legte sich aufs Phantastren. — So war er zu dem äußeren Hilfsmittel genöthigt, bei seinen Studien das Gelesene, Gehörte, Erlebte, Gedachte, Erfundene festzuhalten, nebeneinander hinzulegen und aus diesen verschiedenen Bruchstücken dann Neues gewissermaßen wie aus Karten zu mischen. In der Furcht, irgendeinen Gedanken zu verlieren, ließ er den Gedanken in der Seele nicht wachsen und reifen, er war froh, wenn er ihn auf dem Papier hatte, um ihn für den Gebrauch aufzusparen. — Wenn andere Jünglinge ihre Stimmungen in Gedichten niederlegten, stellte er witzige Gleichnisse zusammen. In seinen Excerpten, die er eifrig registrirte und durchlas, traten die zusammenhanglosesten Bilder und Notizen aus allen Kreisen des Wissens täglich vor seine Seele, und die Verbindung derselben ersetzte ihm die Anregung der Wirklichkeit. Wenn er einen neuen Roman begann, trug er alle Einfälle zu Scenen, zu Charakterzügen u. s. w. in „Studienbücher“ ein, und rubricirte dieselben nach allen erdenkbaren Gesichtspunkten, um durch Aneinanderreihung fertiger Gedanken neue Gedanken zu erzeugen; aus dem Vollen zu schaffen, war ihm bei dieser sporadischen Beobachtung unmöglich.

Man hat Goethe häufig getadelt, daß er durch die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft und der bildenden Kunst seinen eigentlichen Beruf hintange-

seht, durch die harmonische Ausbildung seines Lebens die harmonische Ausbildung seines Talents beeinträchtigt habe. Wenigstens war er ehrlich in seinem Streben, mit sich selbst fertig zu werden. Jean Paul hat für die innere Bildung seines Geistes und Herzens nichts gethan: alles was er trieb, hatte die unmittelbare Bestimmung, als poetisches Material verwerthet zu werden. So blieb er nicht bloß in seinem Wissen und seiner Einsicht unfertig, sondern er nahm auch eine unwahre Stellung zum Leben ein. Goethe hat in seinen Dichtungen mühelos die Früchte seines reichen Lebens abgeschüttelt, Jean Paul lebte nur, um zu dichten. In seinen Romanen ist nichts geworden, sondern alles ist gemacht; mit künstlicher Hitze trieb er sich in beliebige Lebensverhältnisse hinein, um sie nachher für den Roman gebrauchen zu können. Der Lauf seines Lebens, von der frühesten Jugend an, ist eine fortgesetzte Wiederholung überspannter und lügenhafter Liebesversuche zum Zweck novellistischer Studien; sein Biograph Spazier macht uns darüber erschreckende Mittheilungen. Um Liebesbriefe schreiben zu können, wählte er sich eine beliebige Geliebte, die er dann, wenn die Briefe wirklich geschrieben waren, wegwarf. Er war in beständigem Suchen nach Modellen für die poetisch angeschauten Charaktere, die ihm in allgemeinen Umrissen vorschwebten. Daher die Schnelligkeit, mit der er nach der Bekanntschaft von einer Stunde mit sovielen Personen in das glühendste Liebes- und Freundschaftsverhältniß gerieth. Die Glut verlor sich, wenn das Resultat der Bekanntschaft erreicht war, und nun ein neues Modell gesucht werden mußte. Doch dauerte der Verkehr fort, und die früheren Modelle hatten einen großen Antheil an der sonderbaren Familienähnlichkeit seiner poetischen Charaktere.

Im Jahr 1781 bezog er die Universität Leipzig. Kurze Zeit darauf verarmte seine Familie, und er lernte die bittere Noth kennen. Hier nun tritt die Stimmung hervor, die uns den Krebschaden der Zeit verfnüchlicht. Jean Paul war ein guter Mensch und eigentlich unedle Züge würde man in ihm kaum entdecken, aber seine Sittlichkeit wurde durch die Idee untergraben, daß er zu einer großen Laufbahn bestimmt sei und daß der Genius andre Pflichten habe, als sonst die Sterblichen. Statt zu studiren schrieb er satirische Versuche und lebte Romane; er gerieth in Schulden, mußte im November 1784 heimlich entweichen, um seinen Gläubigern zu entgehen und kehrte nach seiner Heimath zurück. „Bewundernswerth“, erzählt sein Biograph, „bleibt die Charakterstärke, mit welcher er, umgeben von Armuth, umscharrt und umtobt von den übrigen Familienmitgliedern und von dem widrigen Gefnarr einer dürftigen Haushaltung, anhörend die täglichen Klagen über den Mangel an jedem geringsten Bedarf, den jeder Augenblick forderte, unerschütterlich seinem Ziele entgegenarbeitete. Es war der Zeitpunkt gekommen, wo ihn seine Bestrebungen nach Erreichung des Ideals, das ihm vor die Seele zu treten

anfang, so ganz ausfüllten, daß er wirklich die meiste Zeit nicht im mindesten gestört wurde durch das, was um ihn vorging. Ja, er gewöhnte sich auch in dieser harten Prüfungsschule, sich seine Arbeiten und seine Seelenstimmung ganz von dem Unangenehmen, was in seiner Familie und um ihn her vorging, so getrennt zu halten, daß er dem Ununterrichteten fast hartherzig, theilnahmlos erscheinen mochte.“ — Auch in seiner äußern Erscheinung trug er das Bewußtsein seiner Genialität zur Schau: er skandalisirte seine Umgebungen durch eine abenteuerliche Tracht, um ihnen den Abstand sichtbar zu machen. Er begann seine Rundschreiben an große Männer, um in ihren Kreis aufgenommen zu werden, vorläufig ohne Erfolg. Im Jahre 1787 wurde seine Existenz durch eine Hofmeisterstelle sichergestellt; als diese nach zwei Jahren aufhörte, war er endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß er, um zu leben, sich in den Formen seinen Mitbürgern nähern müsse. Er warf seine phantastische Tracht von sich und nahm 1790 eine Schullehrerstelle an. Ein wichtiger Schritt, denn er lehrte ihn zum ersten Mal das wirkliche Leben kennen. Was seine spätern Ibyllen Vortreffliches enthalten, ist aus dieser eignen Lebenserfahrung geschöpft: die Geschichte des Schulmeisterleins Wuz, Quintus Firlein (1794), der Jubelsenior (1796) und Fibel (1809). Leider hat der Dichter diese kleinen beschränkten Zustände nie mit warmem Gefühl durchlebt, sondern nur mit dem angstvollen Streben, darüber hinaus zu kommen: der Humor, mit dem er sie schildert, hat etwas Unbehagliches. Während die modernen Vorgeschichten das Stilleben der von der Cultur noch nicht heimgesuchten Kreise mit der Andacht übersättigter Culturmenschen auffuchen, sehnt sich Jean Paul, selbst der strebsame Sohn des Volkes, aus dieser Enge heraus, und seine Pietät gegen die Heimath ist reflectirt, es mischt sich etwas von geringschätzigem Mitleid hinein. Sein Respect vor dem Naturwüchsigem war angekünstelt; er zeigt uns die Naturmenschen nur in ihrer Sonntagstimmung, oder humoristisch verzerrt, nicht in ihrer wirklichen Arbeit; er übertreibt auch die Freude an der Beschränktheit, indem er die ganze Existenz seiner Naturmenschen auf das Alphabet beschränkt, das sie den Kindern beibringen.

Alle diese Versuche betrachtete der Dichter nur als Vorstudien zu einem großen pädagogischen Roman: Die unsichtbare Loge. Die Tendenz desselben ist, durch Erziehung das Hervorzubringen, was der damaligen Generation als das höchste Ziel galt, eine schöne Seele. Der Theaterdirector Goethe führte seinen Helden der Bildung wegen unter die Schauspieler; der Schulmeister Jean Paul läßt seinen Helden Gustav durch einen edlen und schwärmerischen Pietisten unter der Erde erziehen. Es wird ihm verheißen, daß er einst das Sonnenlicht schauen solle, wenn er sterbe: die Idee des Sterbens ist also die höchste Hoffnung seines Lebens. Aehnlich wie das In-

dividuum, wird auch die Gesellschaft durch einen höhern Willen symbolisch erzogen. Ein geheimer Orden leitet sie in die Pfade, die sie von selbst zu finden zu schwach ist. Jean Paul stand an einem gefährlichen Wendepunkt. Er hatte zum ersten Mal alle seine Kräfte aufgeboden, der Erfolg mußte dies Mal entscheidend sein; und er war ein glänzender. Er hatte 1792 das Manuscript an Moriz geschickt, dieser antwortete begeistert und besorgte ihm einen höchst günstigen Verlag; für den, welcher Anton Reiser kennt, wird die Seelenverwandtschaft begreiflich sein.

Jean Paul gab die Vollendung der unsichtbaren Loge auf, und begann einen neuen Roman: Hesperus oder die Hundsposttage (1792—1794), der seinen Ruhm in Deutschland feststellte. Er verdient ihn vorzugsweise durch die kleinen ibyllischen und humoristischen Züge, die in den spätern Werken nicht mehr übertroffen, kaum erreicht werden. In der Tendenz hat der Roman eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Wilhelm Meister: es ist ein Herausstreben des bildungsbedürftigen Bürgerstandes aus seiner Sphäre, nach dem Hof. Ein magischer Zauber zog den Dichter in den Dunstkreis der kleinen Höfe, so schwül er ihm schon aus der Ferne vorkam und so eifrig er dies Ideal bereits im voraus satirisch behandelte: vor seiner Einbildungskraft schwebten jene träumerischen, ätherischen Blumenfeelen, die nicht anders als in einer Einfassung von Sammet und Edelsteinen gedacht werden durften. Victor, sein Abbild im Hesperus, tritt der vornehmen Welt nicht mit der gläubigen Unbefangenhait Wilhelms entgegen: seine Reflexion ist fertig, sein Humor und seine Empfindsamkeit sind gleichmäßig entwickelt. Sonst ist in seinem Verhalten zur vornehmen Welt, ja selbst in seinen Schicksalen die Ähnlichkeit augenscheinlich. Seine weibliche, empfängliche Natur, sein hingebender Bildungstrieb und seine zudringliche Bescheidenheit eignet ihn ebensowenig zum Gemahl der Gräfin Clotilde, als der verwandte Charakter Wilhelms eine Bürgschaft für die Baronesß Nathalie sein kann. Die Verherrlichung des bloßen Bildungstriebes in den praktischen Lebensbeziehungen ist keinem der beiden Dichter gelungen; denn er entwickelt sich nur in dem Verhältniß zu fertigen Männern; diese aber zu schildern, war dem einen Dichter so schwer wie dem andern. Am meisten vergiffen sind die tragischen Charaktere: der Pythagoreer Emanuel, eine ätherische Natur, die nur in verklärten Empfindungen, d. h. in Illusionen lebt und weder Fleisch noch Blut hat, und der edle Menschenfeind und Atheist Lord Horion, mit seiner Sehnsucht nach dem Erhabenen und seiner Verachtung alles Wirklichen, mit seinem hoffnungslosen Tugendstreben, das auf die unzweckmäßige Beschäftigung ausläuft, sieben Bastarde eines liederlichen Fürsten zu edlen Menschen und Regenten zu erziehen, mit seiner Todteninsel und seinem Selbstmord.

Unmittelbar nach Vollendung des Hesperus schrieb Jean Paul den Siebenkäs (1794—1796), ein Werk, in welchem er seine eigne Natur am

vollständigsten ausgesprochen hat und dem an getreuer Naturbeobachtung vielleicht kein andrer Roman gleich steht. Wir werden durch eine Menge kleiner Züge von blendender Wahrheit überrascht; aber je bestimmter die Umrisse sind, desto greller tritt uns die Unsitlichkeit der Lebensauffassung entgegen. Das Buch ist eins der unsittlichsten, die in Deutschland geschrieben sind, ebenso unsittlich, als G. Sands Indiana. Siebenkäs ist ein Genie, das im Bewußtsein seiner Genialität alle Pflichten des wirklichen Lebens über den Haufen wirft. Leichtsinzig vertauscht er seinen Namen mit einem andern und macht dadurch sein Bürgerrecht in der wirklichen Welt zweifelhaft; ebenso leichtsinzig schließt er eine unpassende Ehe; mit frevelhaftem Leichtsinne spielt er mit dem Glück des Wesens, an das ihn nun die Pflicht bindet, bloß um zu zeigen, daß das Genie das Vorrecht habe, den Ueberlieferungen, Sitten und Gesetzen der Gesellschaft gegenüber den Sonderling zu spielen, und als nun infolge aller dieser Verirrungen ihm die Ehe eine unerträgliche Last geworden ist, wirft er sie ohne Bedenken ab, indem er sich für todt ausgibt und unter einem andern Namen eine andre heirathet, wie er es auch seiner Frau überläßt, eine andre Ehe einzugehen. Dies Verhalten, das im bürgerlichen Leben ins Zuchthaus führt, wird als das wahrhaft geniale, als das dem freien Menschen geziemende dargestellt. Bei dieser excentrischen Subjectivität des Pflichtbegriffs wird man den Haß Jean Pauls gegen die Kantische Philosophie begreifen; man wird aber auch einsehen, wie nothwendig es war, daß diese Philosophie mit unerbittlicher Strenge einem Zeitalter, das allen innern Halt verloren hatte, den kategorischen Imperativ der Pflicht einschärfte. Der Siebenkäs ist ein augenscheinliches Zeugniß für die vollständige Verwahrlosung, zu welcher endlich die Subjectivität der schönen Seelen, der hohen Menschen, der Genies u. kurz die Losreisung von dem Boden des Gegebenen führen mußte.

Bei diesen Arbeiten hatte Jean Paul stets das Hauptwerk seines Lebens im Auge, den Titan, der die höchsten Spitzen des Ideals vergegenwärtigen sollte. Da die Methode seines Schaffens bereits vor dem Beginn desselben fertig war, so ist es hier am Ort, dieselbe näher ins Auge zu fassen.

Man wird zuweilen durch die bunte Mannigfaltigkeit seiner Figuren in Verwirrung gesetzt und glaubt ihm einen gewissen Reichthum zusprechen zu müssen, allein dieser Reichthum ist nur auf der Oberfläche. Zwar sind die Genrebilder, die er zur Staffage benutzt, mit außerordentlicher Virtuosität ausgeführt und verrathen ein mikroskopisch geschärftes Auge für die Außenseite des Lebens. In diesen Genrebildern ist aber keine eigentlich psychologische Entwicklung, sie sind ohne innere Geschichte und bewegen sich lediglich im Gebiet der Erscheinung. Diejenigen Charaktere dagegen, bei denen eine Analyse und Entwicklung stattfindet, sind trotz des umfassenden empirischen Materials, das in sie verwebt ist, nur abgelöste Fragmente aus des Dichters eigener Natur.

Wenn in seiner Seele die idealen Typen fertig waren, so suchte er nach Modellen in der Wirklichkeit und häufte massenhafte Beobachtungen zusammen, aber es gelang ihm nur selten, sie zu einer organischen Bildung zu krystallisiren. Nun wird zwar jeder Dichter seine Gestalten durch das innere Medium seines Lebens anschauen, er wird in ihnen nur die Saiten ertönen lassen, die in seinem Innern wiederklingen, es kommt eben darauf an, daß die Harmonie seines Innern reich genug ist. Aber bei Jean Paul war der Umfang des Seelenlebens, so excentrisch es zuweilen aussah, gering, und daher die Lebensformen, die er zur Gestaltung brachte, dürftig und einförmig.

In Victor und Siebenkäs hat er die Totalität seiner Natur geschildert, mit all den innern Widersprüchen, deren Auflösung er dem guten Willen des Lesers überließ. Dann veranlaßte ihn das Gefühl dieser Widersprüche, seinen eignen Charakter in seine Grundbestandtheile aufzulösen und jedem einzelnen eine gesonderte Gestalt zu geben. Zunächst wurde er zwei äußerste Pole in seiner Natur gewahr, die ätherische, ins Blau hinausstrebende Schwärmerei einer der Welt nicht angehörigen reinen Seele und den Cynismus einer starken Natur, welche die Welt verachtet, weil sie in ihr nichts Ideales, nichts Erhabenes findet und mit ihr ein humoristisches Spiel treibt. Die erste Reihe versinnlichen uns Emanuel, der Pietist und der nachmalige Spener; der Typus der zweiten Reihe ist Schoppe, der humoristische Philosoph, der die Welt für ein Narrenhaus ansieht, weil er keinen Glauben hat, der mit dem Leben spielt, weil er keinen Inhalt darin findet, der die ideale Stimmung seines Gemüths, weil ihr in der Außenwelt nichts entspricht, in schneidende Dissonanz verkehrt und der seinen Namen oder im Grunde seine ganze Persönlichkeit so häufig vertauscht, daß er zuletzt an seiner Identität zweifelt, daß ihm sein Ich gespenstisch gegenübertritt und daß er im Wahnsinn endet. Man hat aus Schoppe eine neue Theorie des Humors hergeleitet, wie aus Lucinde eine neue Form der Ironie, aber beides möchte gleichmäßig krankhaft sein. Der echte Humor geht aus einer freudigen Natur hervor, der die Gegenstände in übermüthigem Spiel entgegenspringen, während dieser sauer-süße Humor, der nie im Stande ist, die gegenständliche Welt durch eine poetische Stimmung zu verklären, unsre Seele in die Bande des rohesten Zufalls verstrickt. In den meisten der komischen Figuren Jean Pauls erkennt man bald einen aus dem Abstracten ins Concrete, aus dem Grenzenlosen ins Bestimmte übersehten Schoppe. Sie haben zwar sehr starke moralische Empfindungen, aber der Regulator dieser Empfindungen, das Gewissen, scheint ihnen vollständig verloren gegangen zu sein. Was Schoppe eigentlich ist, enthüllt uns Kazenberger. Der erhabene, die Welt vernichtende Humor des erstern ist nichts, als die Freude an der Mißgeburt und der angeborne Cynismus der Seele, den der zweite mit so großem Behagen entwickelt.

In der Mitte zwischen diesen beiden Extremen steht das gläubige Hinausstreben in die Welt der Ideale: Gustav in der „unsichtbaren Loge“, Gottwald, Albano, zuletzt in ironischer Wendung Nikolaus Markgraf. In dieser „blöden Jugendeselei“ ist unser Dichter in der That zu Hause und er hat von den stillen Träumen eines gläubigen Kindergemüths so schöne, rührende und mannigfaltige Züge dargestellt, daß wir bedauern müssen, sie so häufig durch den Wust des sogenannten Humors erstickt zu sehen. Allein auch bei ihnen zeigt sich ein ungesunder Zug. Wer wollte nicht das Kind und den Jüngling in seiner ersten Blüte um die reiche ideale Welt seines Innern beneiden, wenn auch das spätere Leben unbarmherzig die Illusionen zerstört. Aber Jean Pauls Helden erzeugen sich ihre Ideale auf eine künstliche, unnatürliche Weise. Albano fühlt das ästhetische Bedürfnis, einen Freund und eine Geliebte zu haben, um ihnen seine Gefühle zu schreiben, er fabricirt sich also dieselben. Gottwald verfährt auf dieselbe Weise. Im gesunden Leben geschieht es anders. Man liebt, weil man einen liebenswerthen Gegenstand findet. Die gegenstandslose Liebe und Freundschaft, die beiläufig sehr charakteristisch sich durch den Grafentitel, seidene Kleider und dergleichen bestimmen läßt, ist die Frucht der Romanlectüre und sehr gefährlich für die weitere Lebensentwicklung.

Daß dieses absolute Phantasteleben eine sehr böse Seite habe, davon hatte Jean Paul eine lebhaftere Ahnung, und sein Roquairol ist eine glänzende, in allen Punkten treffende Satire gegen das Phantasteleben seiner eigenen Helden. Ueberhaupt darf man in den Consequenzen immer nur einen Schritt weiter gehen, um zu entdecken, daß die Gegensätze in seinen Charakteren nicht zu ernst zu nehmen sind. Verbindet man Schoppe und Emanuel, was gar nicht so schwierig ist, da die entgegengesetzten Abstractionen sich berühren, so erhält man Lord Horion; und nimmt man diesem die Maske ab, so tritt Don Gaspard daraus hervor. Weil sich der Dichter nie damit begnügt, die Gegenstände und Ereignisse ruhig darzustellen, sondern mit ihnen zugleich seine Reflexion gibt, hat fast jeder seiner Charaktere einen Doppelgänger, mit dem er verwechselt wird, der sein Schatten ist, das ironische Zerrbild seines wirklichen Inhalts.

Es kam dazu die grenzenlose Verkümmernng des deutschen Lebens, die wir bei Goethe auf Augenblicke, gefesselt durch den Reiz der schönen individuellen Natur, vergessen, an die wir aber bei Jean Paul fortwährend uns erinnern, weil die Ideale seiner Helden ganz in den Schranken der Empirie befangen sind. So schwärmt Albano für die französische Revolution und ist entschlossen, in den Reihen ihrer Krieger zu sechten, auch gegen sein eignes Vaterland. Diese fixe Idee geht bei ihm soweit, daß er deswegen mit seiner Geliebten bricht. Nun stellt sich heraus, daß er das Höchste ist, was Jean Paul sich vorstellen konnte, ein deutscher Reichsfürst, einer von jenen verloren

gegangenen Fürstenjöhnen, an deren Auffuchung und Erziehung seine Intriganten alle ihre besten Kräfte verschwenden, und sofort vergißt er seine Träume von Menschenrecht und Freiheit, heirathet eine Prinzessin und führt auf seinen Gütern eine Musterwirthschaft ein, was er als Graf von Cesara auch hätte thun können. Wie Wieland, schwebte auch Jean Paul als höchste Aufgabe vor, einen edeln Fürsten zu erziehen, wobei er ganz übersah, daß mit einem edeln Fürsten nicht viel gewonnen ist, wenn ihm ein gesunder Staat fehlt, daß ein Graf von Cesara oder ein Lord Horion in der Welt eine viel größere Stellung einnehmen, als ein Duodezfürst von Hohenstieß. Ein wirklicher Großer der Erde, wie er sich seinen Don Gaspard vorstellt, hätte an so armselige Intriguen seine Zeit nicht verschwendet; er hätte Hohenstieß nicht zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit gemacht.

Und hier kommen wir auf einen zweiten Uebelstand. Jean Pauls Erfindungskraft, reich in der Zusammenstellung kleiner Seelenbewegungen, ist doch zu dürftig, um eine wirkliche, in großen Zügen aufgefaßte Geschichte zu entwerfen. Wo er es versucht, aus dem innern Leben der Charaktere heraus ein Schicksal zu entwickeln, bleibt er im Fragment stecken; wo er dagegen die Geschichte nach künstlerischen Bedürfnissen construirt, spinnt sie sich zu einem sehr verwickelten Intriguenspiel aus, welches eine ungeheure Maschinerie an nichtige Zwecke verschwendet und zu dem wahren Inhalt der Menschen kein Verhältniß hat. Als Zeitgenosse der Romantik strebt er nach dem Räthselhaften, Wunderbaren, Unbegreiflichen, aber als geborner Rationalist löst er es wieder ins Natürliche auf. Nichts ist abgeschmackter, als die Maschinerie im Titan und Hesperus, und hier kann den Dichter nicht einmal die ungesunde Wirklichkeit entschuldigen.

Diese Zwecklosigkeit der Erfindung wird durch die sittliche Tendenz nicht gut gemacht: sie ist vorhanden, aber sie ist nicht die Seele des Ganzen. Um lebhaft zu empfinden, muß der Dichter einen Anlauf nehmen; um die Eingebungen seiner Willkür gegen jeden Widerspruch sicherzustellen, echauffirt er sich, und so thun es auch seine Helden. Es ist das die Weise der Kinder, aber bei Jean Paul geht das Kindesalter über alle Grenzen des Schicklichen hinaus. Um ein sittliches Problem so gründlich wie es geschehen muß zu durchdenken, wenn man überhaupt die Reflexion hineinmischen will, ist der Dichter zu unruhig und zu zerstreut; er erregt weder das Gefühl des natürlichen Lebens, welches stets so handelt, wie es handeln muß, noch eines reifen, durchdachten Princip's. Seine Maximen sind nicht überzeugend für den individuellen Fall und höchst gefährlich in der Anwendung. Wenn er in jenen Jahren eine Apologie der Charlotte Corday schrieb, so wußte später bei der Ermordung Kogebues de Wette diese Stelle zur Vertheidigung Sands auszubenten, und ganz mit Recht, denn ein solches Verbrechen der Reflexion

ging allerdings aus jener absoluten Subjectivität der sittlichen Empfindung hervor, welche eher danach strebte, sein zu empfinden als recht, groß zu denken als wahr, genial zu handeln als pflichtmäßig. Der Cultus des Genius, an den Jean Paul in seinen Romanen sovielen Weihrauch verschwendet hat, war nicht die Religion, die unser Zeitalter erlösen konnte.

Wir wenden uns nun zu seinem äußeren Leben. Seine Lehrerstelle gab er 1794 auf und siedelte sich in Hof an, noch immer in dürftigen Verhältnissen. Die Reihe seiner Liebesversuche zu novellistischen Zwecken wurde, zunächst an Bürgermädchen, unermüdlich fortgesetzt: dazu kamen jetzt Briefe von vornehmen Frauen, Gräfinnen und Fürstinnen, die ihn als großen Mann anschwärmten: neue sehr interessante Modelle für Romanfiguren. Die Hoffnung, für den Titan geeignetes Material zu sammeln, wurde um so größer, als aus Weimar ein Brief von Charlotte von Kalb ankam, in deren leidenschaftlicher Glut er das Urbild seiner gesuchten Titanide zu finden hoffte. Frau von Kalb war zwei Jahre älter als der Dichter, ihr erster Liebesversuch mit Schiller war verunglückt, aber noch immer war sie eine schöne Frau, noch immer voll von hohen Empfindungen, noch immer bereit, wenn sich ein passender Ersatz fände, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen. So kam der Dichter, Juni 1796, in der Residenz der deutschen Literatur an. Er wurde auf Händen getragen, Frau von Kalb betete ihn mit Zorn an, die andern Damen wetteiferten mit ihr, und die Herren folgten. Herder und Wieland erstarben vor Enzückung. „Alle meine männlichen Bekanntschaften hier (ich wollte, nicht diese allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an.“ Nur zwei Männer hielten sich fern, Goethe und Schiller; sie empfingen ihn höflich, aber kühl; sie betrachteten ihn mit Interesse, aber auch mit Verwunderung, „wie einen Mann, der aus dem Monde gefallen sei.“ Der Taumel, in den Weimar über diese neue Art von Dichtung gerieth, konnte ihnen zeigen, daß es mit der einheitlichen Bildung Weimars doch nicht so sicher sei, und sie darauf vorbereiten, Kogebue kurze Zeit darauf mit gleichem Enthusiasmus empfangen zu sehen. — Seit dieser Zeit war das Bündniß Jean Pauls mit den Gefühlsdichtern, mit Herder, Jacobi, Wieland, Sophie Larocke, Tiedge, Elise v. d. Recke, Kosgarten u. s. w., entschieden, und ebenso die stillschweigende Opposition gegen die Göthe=Schiller=Kantsche Schule, deren eifrigste Vertreter damals die Schlegel waren.

Nach seiner Rückreise im August 1796 besuchte ihn Frau von Krüdener. „Während sie in dem Selbstgefühl, daß sie den Berg erklommen, den kleinere Geister nicht die Kraft hätten zu ersteigen, und wo sogar der Schall ihrer Stimme ihrem Ohre nicht mehr Disharmonie sei, Jean Paul eine trunke Freude und Nührung gab, wie er noch bei keiner Frau gehabt, weil sie sei wie keine, schien er ihr unvergeßlich, mehr noch aus dem, was sie sah, aus

dem, was sie fühlte, da sie ihn sah; als aus dem, was sie las, wenn sie in seinen Werken so oft mit tiefer Rührung ihn bewundert u. s. w.“ (Spazier.)

Im Juli 1797 trat ihm eine dritte Titanide entgegen, Emilie v. Berlepsch, eine junge, schöne und geniale Witwe, die aus der Schweiz kam. „Jean Paul“, erzählt sein Biograph IV. S. 71, „war durch diese glühende Seele auf das heftigste entzündet, indem seine Phantasie an jeder neuen Erscheinung alle Tugenden der früheren zusammenfand. Sie traf gerade zu einer Zeit ein, als des Dichters Mutter dem Tode entgegenfränkelte. Trotzdem vermochte Emilie soviel über ihn, und der für seinen Titan aus dieser neuen Bekanntschaft ihm sich versprechende Gewinn erschien ihm so bedeutend: daß er die franke Mutter auf mehre Tage zu verlassen und der neuen Freundin nach Eger und Franzensbad zu folgen wagte. Doch eben im höchsten Rausche des Genusses poetischer Gefühlschwelgerei an der Seite dieser schönen und geistreichen Frau, die ihn übrigens mehr mit der Phantasie als dem Herzen liebte, und darum seinen Geist umsomehr gefesselt hielt, weil sie ihm von Sinnlichkeit durchaus rein erschien; — schreckte ihn plötzlich der Donnerschlag von dem unterdeß erfolgten Tode seiner Mutter auf . . . in deren Nachlaß er ein Büchlein fand, in welchem sie aufgezeichnet, was sie sich in ihren Nächten durch Spinnen verdient.“ — Daß der Sohn diesen Umstand gern und mit Gefühl erzählte, bezeichnete seine vornehme Bekanntschaft als einen der rührendsten Züge in seinem Charakter!!

So verließ nun, October 1797, Jean Paul seine Heimath und begab sich mit Emilie nach Leipzig. Hier aber fand sich seine Seele sehr verstimmt, denn während die Aristokratie auf den Knien vor ihm gelegen, wollte sich der Bürger und Kaufmann auf gleichen Fuß mit ihm stellen. Außerdem wurde ihm das Verhältniß mit der Berlepsch unerträglich.

„Ihre Seele hing an meiner, heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeten, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen (den 13. Jänner), unter dem Machen einer Satire von Leibgeber, ging mein Inneres auseinander; ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will, will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich keine mehr, wie diese und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir.“ —

Das Verhältniß löste sich in Freundschaft auf, Jean Paul begleitete sie noch nach Dresden im März 1798. Ein neuer Besuch in Weimar bestimmte ihn, sich im October ganz überzustedeln. Das Bündniß mit Jacobi und Herder wurde enger; sie wollten zusammen eine Zeitschrift herausgeben, und Herder besprach mit ihm seine Metakritik, den großen Krieg gegen die Kantische Philosophie, mit der Jean Paul schon früher kleine, unbekannt gebliebene Blättchen gehabt. Jean Paul selbst gab damals seine Briefe und bevorstehenden Lebenslauf heraus, in denen die Kantische Philosophie und die Schlegel=

sche Aesthetik verspottet wurde; eine Apotheose Herders bildete den Schluß. Jean Paul gehörte also ganz zur streitenden Kirche, umsomehr, da ihm nach seiner Ansicht die Goethe-Schillersche Partei den Hof vertrat. „Hier ist alles revolutionär kühn,“ schreibt er, „und Gattinnen gelten nichts.“ Wieland nimmt im Frühling seine frühere Geliebte, die Laroché ins Haus, um aufzuleben und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor.“ Das Verhältniß zur letztern wurde wieder aufgenommen. „Herder achtet sie tief und höher, als die Berlepsch und küßte sie sogar in Feuer neben seiner Frau.“ Jean Paul hatte schon im voraus einige Briefe an seinen Freund fertig gemacht, worin er ihm bereits seine Heirath anzeigte. Indes trat ihm ein neues beseligendes Verhältniß entgegen mit einer hildburghausenschen Hofdame Karoline v. F., welches soweit gedieh, daß mit Einwilligung der Verwandten die Heirath förmlich beschloffen ward und daß es — ein ganzes Jahr dauerte. Natürlich machte ihm Frau von Kalb heftige Scenen. „Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich meine Entsagung ohne Orkane wiederholen konnte. Müßte ich ihr den Namen einer Geliebten ansagen, so thäte sich ein Segfeuer auf.“ — Charlotte wollte ihn mit Gewalt heirathen und er hatte Noth, sich ihrer zu erwehren. Es kam ihm hauptsächlich auf Studien zum Titan an: er war sehr neugierig, wen Albano eigentlich heirathen werde, ob Liane oder Linda, oder wen sonst. Nun war Linda durch vielfältige Außerlichkeiten als eine Copie der Frau von Kalb bezeichnet und wer den Ausgang dieser Figur kennt, wird zugestehen müssen, daß es damals etwas Bedenkliches hatte, die Geliebte eines Dichters zu sein. In andrer Beziehung aber möchten wir diesen Ausgang rechtfertigen. Das Bestreben, ein großes Weib zu sein, eine „Faustine“ oder Titanide und die zertrümmerte sittliche Welt prächtiger im eignen Busen wieder aufzubauen, führt zu ähnlichen Resultaten, wie die Scene Lindas mit Roquairol.

Der erste Band des Titan erschien 1800. Er war den vier Töchtern des Herzogs von Mecklenburg gewidmet, deren eine die Königin von Preußen war. Schon jetzt strebte Jean Paul, mittlerweile zum hildburghausischen Legationsrath erhoben, die Aristokratie in einer höhern Sphäre aufzusuchen und so finden wir ihn im Juni 1800 in Berlin. Berlin war damals ebenso hungrig nach ungewöhnlichen Persönlichkeiten, die es anbeten könnte, als jetzt. Die Huldigungen, die Jean Paul von der Damenwelt zu Theil wurden, übertrafen noch den Cultus von Weimar. Die Mittelpunkte der Gesellschaft bei Henriette Herz, Rachel Levin u. s. w. erschlossen sich ihm, aber auch die Equipagen der höchsten Aristokratie standen vor seiner Thür und er empfing im Schlafrock die Besuche von Gräfinnen und Baronessen, die es sich zur Ehre rechneten, Haare seines Pudels auf der Brust zu tragen. Selbst die Königin Louise führte ihn in Sanssouci umher. Dem König wurde die Be-

geisterung zuletzt zu stark. Als sich Jean Paul um eine Präbende bewarb, wurde sie ihm nicht bewilligt und der König äußerte: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen oder von einem Helden? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht.“\*) —

Der Roman wurde in vier Bänden Ostern 1800 bis Ostern 1803 vollendet. Jean Paul hatte fast zehn Jahre daran gearbeitet, oder wenn man will, daran gelebt. Angeregt durch Jacobi Allwills, schrieb er 1792 Studien über das verirrte Genie, über den Schwächling, der durch absichtliche Phantastischwelgerei moralisch und physisch sich selbst überhäuft und zerstört. Roquairol war der erste Held seiner Dichtung. Als Gegensatz wurde ihm im Albano ein hoher Mensch gegenübergestellt, und der Siebenkäs oder Leibgeber=Schoppe fand sich von selbst dazu.

Die Reise nach Weimar sollte die Farben geben, mit denen er seine Skizze ausfüllen wollte. Er begann die Ausarbeitung 1798, ohne das Ganze zu übersehen, ohne die Lösung der organischen Punkte gefunden zu haben. Nun blieben von den ursprünglichen Entwürfen zahlreiche Reste, die zu der späteren Entwicklung nicht stimmen wollten. Hätte er sich nicht zu sehr von den einzelnen empirischen Eindrücken in die Irre führen lassen, hätte er die ursprüngliche Tendenz festgehalten, die Verderblichkeit des subjectiven Phantastiebens (in Roquairol und Linda) nachzuweisen, so würde der Roman eine bedeutendere Stelle in unsrer Entwicklung einnehmen. Freilich konnte es ihm, der selbst im Phantastieleben befangen war, nicht gegeben sein, dasselbe mit kritischem Ernst aufzulösen. Wie der Roman jetzt vor uns liegt, steht er dem „Wilhelm Meister“ zur Seite. Er zeigt einen ebenso lebhaften und allseitigen Bildungstrieb, eine ebenso unfertige geschichtliche Auffassung. Der Trogkops Albano fügt sich dem Gegebenen, wie der bescheidene und empfängliche Wilhelm Meister; aber die Welt, deren Gesetzen er sich fügt, ist im Grunde ebenso hohl und trostlos, als die unsichtbare Loge, die den strebsamen Kaufmannssohn empfängt

Für seine Stellung zur Literatur wurde der Aufenthalt in Berlin sehr

\*) Die Frauen, sagt Henriette Herz, wußten es ihm Dank, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigt und bis in die tiefsten Falten ihres Gemüths zu dringen gesucht hatte; hauptsächlich aber dankten es ihm die vornehmen Damen, daß er sie soviel bedeutender und idealer darstellte, als sie in der That waren. Dies hatte seinen Grund darin, daß, als er zuerst Frauen der höhern Stände schilderte, er noch gar keine kannte und einer reichen und wohlwollenden Einbildungskraft freien Spielraum ließ, diejenigen aus diesen Classen jedoch, welche er später kennen lernte, alles anwendeten, um die ihnen schmerzliche Täuschung in ihm zu erhalten und ihm möglichst ideal zu erscheinen. So hat er die Frauen der höhern Stände, sovieler er deren auch später sah, eigentlich niemals kennen gelernt, ja diejenigen, deren Bekanntschaft er machte, in gewisser Beziehung immer falsch beurtheilt.

wichtig. Er war hingekommen als entschiedener Anhänger der Gefühlphilosophie, als Gegner Fichtes und der Romantik. Das Athenäum hatte sich über den Mitarbeiter an der Metakritik sehr respectwidrig ausgesprochen, es hatte ihn mit Lafontaine zusammengestellt. Als Anhang zum ersten Bande des Titan ließ Jean Paul den Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana drucken, eine Satire gegen den transcendentalen Idealismus, die wunderbarlich genug ausfiel, die auf alle Fälle dem größern Publicum noch weniger zugänglich war, als Fichtes Schriften selbst. Nun kam er in Berlin im Kreise der geistreichen Frauen mit den bedeutenden Männern, die jene Richtung vertraten, in unmittelbare Berührung. Er lernte Fichte, Schleiermacher, A. W. Schlegel, Tieck, Bernharth u. persönlich kennen, und was das Wichtigste war, die Gegner der Romantik, Merkel an ihrer Spitze, fielen auch über ihn her. So wurde das Bündniß schnell geschlossen, Jean Paul trat als Vertheidiger der Romantik auf, las den Jacob Böhme mit Eifer und die 1804 erschienene Vorschule der Aesthetik, eine Sammlung seiner „Regelbücher“ legt Zeugniß von dieser Wendung ab. Doch war das Bündniß nur äußerlich.

Schleiermacher sowol als Schlegel hatten eine natürliche Abneigung gegen den verwilderten Stil ihres neuen Freundes, und die Apotheose des eben verstorbenen Herder am Schluß der Vorschule stellte das etwas laugewordene Verhältniß zu den Gefühlphilosophen wieder her.

Noch wichtiger wurde der Aufenthalt in Berlin für Jean Paul durch den Abschluß seiner Liebesversuche. Er war der vornehmen Damen müde und verlobte sich im November 1800 mit Karoline Maier, einer hochgebildeten Beamten-tochter; er war bereits 38 Jahr alt. Da er in Berlin keine Anstellung fand, so ging er im Juni 1801 nach Meiningen, von da nach Koburg, bis er sich im Frühjahr 1803 in Baireuth ansiedelte. Die Poesie seines Lebens war vorüber. „Bisher hager, bleich und die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unstillen Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgend mit einem Entschluß und dem Gefühl des Bleibens, selbst im Gespräch nicht verharrend, wölbte sich plötzlich seine ganze Gestalt, es füllte und bräunte sich sein Gesicht, er bekam ein äußerst robustes Ansehn, und man konnte ihn von da an bis zu seinem Ende fast dick nennen, auf eine Weise, daß seine frühern Freunde ihn kaum wiederzuerkennen vermochten.“ Er wandte sich an verschiedene Fürsten um ein Jahrgeloh, er fand es endlich 1809 bei dem Coadjutor von Dalberg. Sein weiteres Leben hat für die Literaturgeschichte kein Interesse, er blieb der gefeierte Dichter, wurde von Briefen und Reisenden heimgesucht und fuhr fort, an sich und andern Experimente zu machen. „Jeder, der ihm nahestand, geschweige der an ihm heraufwuchs, konnte das eigentliche und wahre Ziel seines Strebens in nichts Anderem erblicken, als ein großer Dichter, Gelehrter und

Schriftsteller zu werden, und davon waren selbst weibliche Wesen nicht ausgenommen. Wie lange glaubte seine älteste Tochter, die allerdings am längsten und am meisten mit ihm verkehrte, von sich das Nämliche, und ihre Pflicht, unverheirathet zu bleiben, um nach des Vaters Tode in seiner Weise fortzufahren! . . . Da sie auf die täuschendste Weise sprach wie er, schrieb wie er, so konnte sie leicht in glücklicher Selbsttäuschung in der vollkommenen Aneignung dieser Form sich befriedigt glauben.“ — Er starb 1823, nachdem er noch am Abend seines Lebens eine ziemlich leidenschaftliche Neigung zu Sophie Paulus gefaßt hatte, jenem schönen Weibe, das durch den kurzen Eheversuch mit A. W. Schlegel so unglücklich wurde.

### Oestreich nach den wiener Verträgen.\*)

Andauernde Volks- und Verfassungszustände sind stets mehr die Ursache als die Wirkung der Regierungssysteme, beide zusammen sind die Wirkungen der Volksnatur und übermächtiger allgemeiner Weltverhältnisse. Die deutsch-österreichischen Lande hatten fortwährend die Herrschaft der Ungarn und Böhmen, dann der Türken von sich abzuwehren. Unter diesem Druck konnte kein städtisches Wesen, kein reiches und unabhängiges Bürgerthum, keine große Nation sich bilden. Als dann zur Zeit Ferdinands II. der österreichische und böhmische Adel den Protestantismus ergriff, das Reich sprengen und Ungarn preisgeben wollte, handelte es sich darum, ob in Oestreich Protestantismus und Adels-herrschaft, in Ungarn türkisch-magyarische Zustände herrschen oder ob in dem gesammten Reiche das deutsche Element erhalten werden sollte, um den Preis von Papstthum und Despotie. Die Nothwendigkeit, eine geschlossene Länder- und Völkermasse in einer unumschränkten Hand zu erhalten, siegte, der provinzielle Geist, der Adel und seine Vorrechte wurden niedergeworfen. Nach der verschwundenen Türkengefahr lagerte sich in Rußland eine neue Uebermacht neben die österreichischen Lande. Daher die stumme Dienstbarkeit derselben unter dynastische Interessen: der Volksgeist war gebrochen. Die großartigen Reformpläne Kaiser Josephs II., die ungeheure Bewegung der französischen Revolution gingen an Oestreich fast spurlos vorüber. Noch 1821 fand Lord Russell in Wien die politische Erstarrung, Gleichgiltigkeit und Unwissenheit selbst über Verhältnisse, deren Druck man empfand, vollständig. Fürst Metternich konnte erklären, der letzte sein zu wollen, welcher der Bewegung der Welt weichen werde.

\*) Gervinus Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den wiener Verträgen. Band I. 1855.